



Arne Frank

Macht „größer“ glücklicher?

Plastische Chirurgie für Sound-Hypochonder, Teil 1

Ist es ein Virus? Mit merkwürdiger Regelmäßigkeit werden manche Musiker von einer Art Minderwertigkeitskomplex befallen und schleichen geduckt durch unsere Sound-Praxis. Plaudern wir also heute aus dem Nähkästchen des plastischen Chirurgen und geben ein paar Antworten auf die Frage aller Fragen: „Doctor, can you make it bigger?“

Man soll sich ja vor allzu simplen Verallgemeinerungen hüten, und dennoch: In den meisten Fällen sind es Gitarristen, denen ein Stück zum Glück zu fehlen scheint. Das Schlimmste daran? Sie wissen in der Regel nicht, welches. Kommt ein Bassist ins Sprechzimmer, legt er bei der Beschreibung seines Wunsch-Sounds sogleich alle Grobmotorik ab und stattdessen ungeahnte sprachliche Präzision an den Tag. Die Jaco-Fans träumen von sensibel säuselnden Naselmitten, die Precision-Basser mögen's punchy und knurrig, und Metallarbeiter bestehen auf aggressiven, körperbetonten Druck, der den Boden beben lässt. Der Jazzer wünscht mehr „Holz“ unter den Fingern, dem Reggae- oder Dub-Groover können die „good vibrations“ gar nicht tief genug sein, und der Funk-Techniker steht, als anspruchsvolles und kalorienbewusstes Leckermäulchen, auf drahtig-muskulösen Attack, sprich „fettreduzierte“, äh, Daumenfreuden.

Shortscale-Komplex?

So pragmatisch sehen dann normalerweise auch die Lösungen aus. Klar, wenn man weiß, wo und warum es weh tut, lässt sich schneller heilen oder zumindest eine Verbesserung erzielen. Der



Grundlagen der „Tieftontherapie“



Dicke Drähte für starke Nerven

Maßnahmenkatalog steht zwar nicht in den Abrechnungsformularen der Krankenkassen, ist aber gängig: Gezielte Korrekturen des Frequenzganges



Zugegeben, hier kommt es wirklich auf die Größe an



... hier nicht

beziehungsweise der Leistungsklasse an der Anlage, eine andere oder zusätzliche Box sowie ein paar neue Tonabnehmer oder eine dezent gepimpte Elektronik.

Komplizierter wird es nur bei ausgewiesenen Allroundern oder besonders effektverliebten „Sound-Patienten“. Aber auch bei diesen gestaltet sich die Behandlung in aller Regel nicht übermäßig problematisch. Sound justiert, Problem gelöst, fertig. Offenbar genügt den Bassisten das Wissen darum, dass sie am längeren Hebel, besser gesagt Hals tätig sind.

Doch sind diese Selbstsicherheit und innere Zufriedenheit tatsächlich im Bewusstsein begründet, zu den „Longscale“-Trägern zu gehören? Sollte das der Fall sein, käme es also doch auf die Größe des Instruments an. Dann leiden wir Gitarristen womöglich an einem kollektiven „Shortscale“-Komplex. Stimmt die jüngere Generation ihre Äxte deshalb immer tiefer? Nein, so simpel ist die Angelegenheit wohl nicht.

Technik und Psyche

Warum aber tun wir Gitarristen uns dann so schwer damit, unsere Wünsche und Vorstellungen zu artikulieren? Nun, offensichtlich haben viele Gitarristen gar keine Vorstellung davon, wonach sie eigentlich suchen. Hinzu kommt häufig noch ein weiteres Problem: Unsere rastlosen Sound-Sucher wissen zumeist auch nicht so recht, warum sie mit ihrem Sound unzufrieden sind.

Das scheint an der besonderen oder zumindest „gefühlten“ Konkurrenzsituation zu liegen. Irgendwie liegen wir Gitarristen doch meistens

mit irgendeinem Kollegen im Clinch – um Pegel, Frequenzbereich oder Aufmerksamkeit. Mindestens ist es der Typ am Saalmischer, ansonsten mal der Keyboarder, mal der Sänger und im ungünstigsten Fall ein weiterer Gitarrist. Einige Situationen sind natürlich durchaus technisch vollkommen nachvollziehbar, zum Beispiel die des einsamen Jazz-Compers in einer von Bläsern dominierten Swing-Bigband, um ein plakatives und besonders einleuchtendes Beispiel zu nennen. Andere Fälle sind weniger offensichtlich, und nicht wenige erscheinen teilweise sogar eher hypochondrischer Natur, sind also in erster Linie pure Einbildung.

Warum auch immer: Gerade wir Gitarristen neigen dazu, innere Bedürfnisse, (Ver-)

Spannungen oder musikalische Konflikte auf unser Equipment zu projizieren. Da heißt es also sauber auseinanderklamüsern, was nun eigentlich wohin gehört. Die erste Frage sollte daher lauten: Was ist ein greifbares, rein technisches Problem – und was hat lediglich mit dem eigenen (auch musikalischen) Gleichgewicht oder Wohlbefinden zu tun?

Dabei möchte ich hier überhaupt nicht abstreiten, dass gerade dieser letzte Punkt extrem wichtig ist und in ganz erheblichem Maß über die eigene musikalische Performance entscheidet. Versteht mich also bitte nicht falsch! Aber effektive Lösungen sind nur möglich, wenn man auch an der richtigen Stelle operiert. Dazu gehört zunächst mal eine möglichst exakte Diagnose.

Ich hör' mich nicht

Ein echter „Running Gag“ sind beliebte Allgemeinaussagen wie „Ich hör mich nicht“ oder „Ich brauch' einen fetten Sound“. Das ist dann als Einstieg in die Diagnose in etwa so hilfreich, wie wenn der Dreizentnermann der konstatiert: „Ich hab' halt Hunger, Herr Doktor“ oder die alte Dame, die meint: „Wenn's regnet, werd' ich nass.“ Braucht sie nur einen neuen Regenmantel? Muss ihr Dach abgedichtet werden? Oder handelt es sich gar um eine exotische Hormonstörung?

Aber Spaß beiseite: Ich will ja gar nicht unterstellen, dass dahinter nicht wirklich durchaus ernsthafte Probleme stecken können. Nur: So kommt man der Sache leider nicht auf die Spur. Um dem Problem auf den Grund zu gehen, muss man einfach tiefer graben und genauer hinsehen.

Gehen wir das mal Punkt für Punkt durch. Stichwort: Richtwirkung von Lautsprechern – selbige haben je nach Bauform und Boxengehäuse unweigerlich einen ganz bestimmten Abstrahlcharakter. Diesen sollte man kennen und idealerweise für sich nutzen, statt zielloos durch den Raum zu schallen oder die Bandkollegen zu fönen. Es gehört schließlich zu eurem Kompetenzbereich als Musiker, dass ihr damit umzugehen wisst. Postiert eure Anlage immer so, dass ihr selbst sie am besten und direktesten hört. (Nähere Infos dazu findet ihr zum Beispiel im Toneguide der Ausgabe 2/07.)

Die Box auf der Bühne oder im Proberaum ist gewissermaßen immer auch der eigene Monitor – zumindest solange man nicht ausschließlich mit virtuellen Amp- oder DI-Lösungen beziehungsweise einem In-ear-System arbeitet.



Sammelwut gegen den Shortscale-Komplex?



Essenzielles Werkzeug ...



... oder Egoprothese?



Eigen-Monitoring statt Eigentor



Gutes Hören – eine Frage des Standpunktes

Auch auf großen Bühnen ist gutes Monitoring extrem wichtig. Dennoch ist die Anzahl eigens abmischbarer Monitorwege begrenzt.

Der Mischer war schuld

Klar, in solchen Fällen hängt natürlich alles am Mischer, und es hilft letztlich nur, eine optimale Kommunikation zwischen Musiker und Mixtechniker anzustreben. Das mag zwischenmenschlich manchmal gar nicht so einfach sein, ist aber unabdingbar. Dass eure Anlage selbst ein qualitativ hochwertiges Signal anliefert, mit dem man dann auch vernünftig arbeiten kann, sollte (hoffentlich) ohnehin selbstverständlich sein. Noch mal deutlicher: Redet miteinander, und zwar freundlich, höflich und möglichst sachlich. Auch wenn ihr nicht auf



Der Mischer hat alle Hände voll zu tun, also ...



... gebt dem Mann am Pult nicht die Schuld

Anhieb die gleiche Sprachebene findet, gebt nicht gleich auf. Dann sollte es klappen. Der Mann oder (in bemerkenswert seltenen Fällen) die Frau am Mischpult sind nämlich keine Idioten, die euch nicht verstehen wollen. Sie betrachten eure Musik einfach nur analytischer und technischer, was eben ihre Ausdrucksweise prägt.

Das gilt aber für eure, die Sprache des „Künstlers“ ganz genauso. Außerdem ist der wichtigste Job am Pult, das gesamte Klangbild im Auge zu behalten. Die Leute, die dort arbeiten, können also naturgemäß nicht übermäßig viel Zeit darauf verwenden, den Gitarristen besonders herauszustellen, um ihn rundum glücklich zu machen. Das muss man sich einfach mal klar machen.

Platz da, bitte

Nächster Problempunkt für eine schlechte Ortung des eigenen Signals sind häufig Überlagerungseffekte. Das fängt schon beim Arrangement an – wenn etwa ein zentrales funky Lick verzweifelt gegen ein hektisches Becken-Crescendo anspielt –, hat aber auch eine technische Seite. Wer die Gitarre gern extrem tief stimmt, darf sich nicht wundern, wenn er zunehmend mit dem Frequenzbereich von Bass oder teilweise sogar den Toms des Schlagzeugers aneinandergerät. Da muss man sich ernsthaft überlegen, ob man besser umarrangiert, um sich eben nicht permanent gegenseitig in die Parade zu fahren, oder ob man versucht, sich frequenzmäßig so weit von den übrigen abzugrenzen, dass es trotzdem funktioniert.

Extrem schwierig wird es immer, wenn man einen Keyboarder oder einen zweiten Gitarristen in der Band hat. Weil man sowohl als Harmonie- wie auch als Soloinstrument exakt den gleichen Frequenzbereich beansprucht, muss man sich unbedingt absprechen, wer wann in den Vordergrund darf. Das ist in erster Linie eine Frage der Spieldisziplin. Gerade bei einem undisziplinierten Keyboarder kann das extrem frustrierend werden, da durch die zahllosen, häufig sehr unterschiedlichen Sound-Optionen und den enormen Frequenzbereich, den ein Keyboard abdecken kann, praktisch keine klanglichen Nischen übrig bleiben.

Lässt der Kollege nicht mit sich reden, hilft eigentlich nur noch eine räumliche Abgrenzung. Nein, nicht gleich aus der Band aussteigen,



Seite an Seite mit den Keys – das erfordert Disziplin



Teamplying: Clever kombiniert ...



... kling't's besser

sondern sich eben im Proberaum und auf der Bühne möglichst am anderen Ende postieren und die eigene Anlage optimal ausrichten.

Teamplayer gesucht

Bei zwei Gitarristen ist es unbedingt sinnvoll, den eigenen Sound entsprechend aufeinander abzustimmen. Klingt eine Gitarre oder Anlage besonders fett oder verzerrt, sollte die andere cleaner und knackiger justiert sein. Oder falls einer den Downstroke-Part mit abgesenkten Mitten, donnernden Bässen und scharfem Attack runterhämmt, empfiehlt sich für die zweite Gitarre ein dickerer, mittigerer Sound mit weniger Schärfe und Tiefdruck.

In dieser Konstellation darf man Anlage Nummer zwei auch mehr Gain gönnen, während die erste sparsamer mit der Verzerrung umgehen sollte. So bleibt einfach mehr Dynamik erhalten. Denn wenn beide auf demselben Frequenzbereich auch noch mit einem ähnlichen Sound herumreiten, klingt es nicht druckvoller, sondern in der Regel lediglich matschiger. So etwas funktioniert allenfalls bei extrem gut eingespielten und entsprechend „tighten“ Gitarrenduos.

Im Metal-Sektor hört man das häufiger, aber das ist eine Kunst für sich. Dabei muss man nämlich nicht nur sich selbst, sondern auch den Teampartner optimal hören können. Die Monitoring-Probleme verschärfen sich also. Beim typischen Gitarrendoppel herrscht deshalb meist eine rigorose räumliche Trennung vor, um die beiden Signale möglichst sauber auseinanderzuhalten.

Raum für Probleme

Selbstverständlich gibt es noch weitere Gründe, warum man sich unter bestimmten Gegebenheiten nicht ausreichend hört. Manchmal ist ein Raum so reflektionsfreudig, dass der Sound komplett verschimmt. Dann deaktiviert man am besten erst mal sämtliche Delay- und Halleffekte. Modulationseffekte weichen den Sound immer mehr oder weniger stark auf, sollten daher ebenfalls abgeschaltet oder wenigstens sehr vorsichtig dosiert werden.

Gelegentlich hat man es auch mit dem gegenteiligen Problem zu tun, und die Location scheint den Sound regelrecht zu verschlucken. In engen, aber weitläufigen Clubs (vor allem wenn der Laden voll wird und das Publikum selbst quasi als „Dämmmaterial“ fungiert) oder auf Open-Air-Bühnen kann man das erleben. Dreht man einfach lauter auf, bleibt der Sound undifferenziert und wird in der Regel nicht besser. Praktikabler ist es, sofern vorhanden, den Presence-Regler oder das Middle-Poti etwas weiter aufzudrehen, um euren Ohren die Frequenzen zu gönnen, die es für die Ortung und tonale Erkennung am dringendsten benötigt.



Im Zweifelsfall möglichst wenig Effekte



Lebendes „Dämmmaterial“ schluckt auch Sound



Deshalb: am richtigen Knopf drehen!

Weniger ist mal wieder mehr

Nicht selten steht und spielt man auch auf stark vibrierendem Untergrund. Vor allem die Bässe machen Probleme und schaukeln sich auf. Je lauter das Ganze wird, desto verwaschener wird euer Sound. Versucht in diesem Fall, eure Anlage beziehungsweise Lautsprecherbox etwas erhöht aufzustellen, um die Basskopplung mit dem Boden zu unterbinden. (Aber bitte auf Standfestigkeit achten!)

Reicht diese Maßnahme nicht aus, muss man am Amp ein paar Bässe absenken oder erneut den Presence-Regler bemühen, der generell eine fokussierende, straffende Wirkung hat. In jedem der eben beschriebenen Fälle schadet es auch nicht, möglichst nahe an die eigene Anlage heranzurücken, um den negativen Einfluss der Räumlichkeiten zu minimieren.

Zu guter Letzt noch ein Hinweis an die unverbesserlichen Vertreter der „Lauter-ist-geiler“-Fraktion: Wer mit seiner Band in Orkanlautstärke probt, um das Fullstack und die Röhrendstufe richtig auszufahren, und deshalb Ohrstöpsel trägt (Gott sei Dank, zumindest das!), braucht sich nicht zu wundern, dass ihm sein Sound dann gar nicht mehr so super gefällt.

Egal, welche Stöpselmodelle ihr tragt: Die Pegeldämpfung ist immer frequenzabhängig und „weicht“ deshalb den wahrgenommenen Sound mehr oder weniger deutlich auf. Versucht also lieber mal, ob es nicht doch besser klingen könnte, wenn alle insgesamt deutlich leiser aufspielen und man dann eben keine Ohrstöpsel braucht. Noch mal anders: Stellt euch vor, euer Fernseher würde so hell strahlen, dass man nur mit einer starken Sonnenbrille davor sitzen könnte, ohne auf Dauer zu erblinden. Würde das zu sehende TV-Bild dadurch wirklich besser? Nur so ein Gedanke ...



Süßer die Röhren nie klingeln ... und die Ohren



Im Prinzip eine gute Idee - aber leiser wäre doch besser

Klarer Kopf, klarer Vorteil

Gründe gibt es viele, warum man mit sich und seiner Sound-Welt unzufrieden sein kann. Gar nicht so einfach, da den Überblick zu behalten. Aber deshalb muss man auch nicht gleich zum Psychiater auf die Couch. Eine nüchterne Selbstanalyse reicht aus.

In der nächsten Folge betrachten wir noch ein paar weitere ganz praktische Maßnahmen, damit die innere und äußere (Sound-)Balance wieder stimmt. So, jetzt aber ab zum Yoga-Kurs!

Arne Frank